



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heute vor fünfzig Jahren : Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug
von 1814. 4.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zurückdatiren oder doch deren Schutz nicht beanspruchten — so sind sie heutzutage doch kaum mehr nothwendig, denn auch der besangenste Freund bestehender Institutionen wird nicht zugeben können, daß durch Wegfall der Patente die Industrie in Stillstand oder gar Rückfall gerathen würde. Wer es aber ernstlich wohl meint, mit ihrer Entwicklung sowie mit der gedeihlichen Blüte des Staates, dem er angehört, der muß wünschen, daß der letztere der Industrie so freien Spielraum gewähre, wie nur irgend möglich. Wir sehen sie überall da auf der höchsten Stufe stehen, wo die Regierungen sie sich vollkommen frei entfalten lassen und nur bemüht sind, die entgegenstehenden Hindernisse möglichst zu beseitigen und ihr durch Begünstigung von Handel und Verkehr mittelbaren Vorschub zu leisten. Wo der Gewerbefleiß den Staat als stete Kinder Mutter hinter sich haben muß, da kann er es nicht zu hervorragenden Leistungen bringen. Selfgovernment ist der Nerv einer jeden Industrieentwicklung; das Aide toi ist ihr Grundgesetz. Mit dem Princip der völligen Freiheit des Handels und der Gewerbe verträgt sich aber die Patentgesetzgebung nicht; die eine Institution würde eine Satire auf die andere sein. Daß ein Land sich auch ohne Patente auf eine sehr hohe industrielle Stufe schwingen und darauf beharren kann, das beweist die Schweiz. So kann demnach, alles zusammengefaßt, unser Schlufurtheil nicht anders ausfallen, als: die Patentgesetzgebung erfüllt ihren Zweck nicht und ist daher unnöthig. Sie belastet die Industrie, ohne entsprechendes Aequivalent, und benachtheiligt das Publicum. Wenngleich das Anmeldesystem mit progressiver Abgabenscala und genügendem Rechtsschutz viele Unzuträglichkeiten des Patentwesens mildert, so vermag es doch nicht, sie ganz aufzuheben. Je freier die Entwicklung der Industrie, um so mächtiger dieselbe — daher keine Patente!

Dr. W. S.

Sente vor fünfzig Jahren.

Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug von 1814.

4.

So kam denn der Abend heran, und es erschien ein französischer Offizier, welcher mich in Empfang nahm und zu den übrigen, auf der Straße und in den Häusern gemachten Gefangenen des Marschbataillons brachte. Ich fand

alle Kameraden des Bataillons gefangen. Der Commandeur, Hauptmann du R., hatte dasselbe Schicksal gehabt. Seinem Mangel an Vorsicht hatten wir den Ueberfall zu danken; denn dieser war lediglich von Cavallerie ausgeführt worden, und wenn er die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, Patrouillen vor Betretung der Stadt ausgesandt und Wachen aufgestellt hätte, so wären wir nicht überrascht worden. Wir wurden alle in ein großes Local eingesperrt, wo keinerlei Vorbereitung zu einer Lagerung, und wäre es nur Stroh gewesen, getroffen war. Meinen Kameraden ging es noch viel schlechter als mir, ich hatte wenigstens gegessen, während diese theilweise ausgeplündert und gemißhandelt worden waren. Sie klagten über gräßlichen Hunger. Mit vier von ihnen hatte ich schon in der kurzen Zeit meines Eintritts in das Bataillon intime Bekanntschaft gemacht, die Jugend schließt sich so leicht an; sie waren: der Lieutenant und Adjutant R. . pl, später Kreissecretär in Breslau, seit vielen Jahren todt, ein Lieutenant C., der es später bis zum Major und Bataillonscommandeur gebracht hat, (wahrscheinlich auch schon gestorben), ein freiwilliger Jäger D. . . . g, der heute noch in Brandenburg lebt. Wir beschloßen, während der Dauer unserer Gefangenschaft eng zusammen zu halten, alles mit einander zu theilen, gemeinschaftliche Kasse zu haben und einen zum Zahlmeister und Dekonomen zu bestellen, zu welchem Amte D. . . . g gewählt wurde, weil er durch sein ruhiges biederer Wesen am besten dazu zu passen schien. Dem augenblicklichen Hunger dieser Leidensgefährten konnte ich abhelfen. Mir fiel mein freundlicher Wirth aus der vitryer Vorstadt ein, der mich eingeladen hatte, so oft ich die Stadt passirte, bei ihm ohne Billet einzukehren, was ich aus Bescheidenheit unterlassen hatte. Ich fand einen gutmüthigen Bürger, der es übernahm, einen mündlichen Auftrag an ihn auszurichten. Ich ließ ihm sagen, der preußische Offizier, welcher vor etwa drei bis vier Tagen bei ihm einquartiert gewesen und dem er die Offerte gemacht, jederzeit bei ihm zu logiren, ohne erst auf der Municipalité Quartier gefordert zu haben, sei hier von Neuem gefangen und ließe ihn bitten, ihn aufzusuchen. Es dauerte keine halbe Stunde, so kam er und sagte mir mich umarmend: „D, mein Freund, welche Thorheit haben Sie begangen, daß Sie meiner Einladung, stets bei mir einzukehren, nicht gefolgt sind. Sie wären dann nicht gefangen worden; denn ich hätte Sie durch einen zuverlässigen Mann auf Fußsteigen auf die Straße nach Nancy bringen lassen, das Sie ganz gewiß un gefährdet erreicht haben würden, denn mein Garten hinter dem Hause ist den Bergen nahe, wohin keiner der Unfern gekommen wäre.“ Ich bat ihn nun, für meine Kameraden etwas Eßbares zu besorgen; er ging und brachte nach kurzer Zeit zwei Brode, einige Flaschen Wein und einen halben Käse, wovon alle gefättigt wurden. Dann nahm er Abschied mit der Herzlichkeit eines nahen Verwandten.

Unsere Gefangenschaft erklärt sich dadurch, daß Napoleon nach der verlorenen Schlacht bei Laon den Versuch machte, durch eine Diversion in unsern Rücken Blücher von seinem Marsche auf Paris abzubringen, und da war denn seine Avantgarde auf uns gestoßen. Bei dieser Gelegenheit hatte er befohlen, aus den Lazarethten alle Reconvaléscenten, die irgend fortkonnten, mitzunehmen, um eine möglichst große Anzahl Gefangene für einen Triumph in Paris zu haben. Am folgenden Morgen wurden wir nach Bar sur Aube transportirt. Ich staunte, als wir auf dem Marsche mit den übrigen Gefangenen zusammenkamen, es waren über zweitausend Russen, Preußen, Bayern, Würtemberger und Badenser, was sich aus Vorstehendem erklärt. Ich machte mich an die Spitze der Colonne, weil ich aus Erfahrung wußte, daß es sich da am besten marschirt, und hier knüpfte ich mit einem jungen hübschen französischen Offizier unserer Bedeckung ein Gespräch an, in welchem er äußerte, er sei auch in Deutschland gewesen und sehr die Liebenswürdigkeit der jungen deutschen Damen gegen die Franzosen zu rühmen anfing. Das ärgerte mich, da mir mehr als eine Geschichte aus dem Jahre 1807/8 einfiel, wo die Feinde unsers Vaterlandes nur zu liebenswertig befunden worden waren. Ich erzählte ihm daher, daß die französischen Damen nicht minder liebenswertig wären auch gegen uns Feinde, besonders wenn wir uns angelegen sein ließen, durch unser Benehmen die Gräuel des Krieges zu mildern. Ich könne ihm davon einen Beweis geben, wenn wir nach Bar sur Aube kämen, wo ich eine Familie kennen gelernt, die meiner Schilderung entspräche. Wenn er dort die Güte haben wollte, mich aus dem Locale, wo wir eingesperrt würden, abzuholen, so würde ich ihm die Bekanntschaft einer bildschönen Landsmännin verschaffen. Er versprach mir, daß ich unter seiner Obhut meine Bekannten wiedersehen sollte, worauf ich indes nicht viel vertraute.

Endlich kamen wir in Bar sur Aube an, unsere Bedeckung ließ die Trommel rühren, um die Einwohner zusammen zu rufen, damit sie den Triumph ihrer Waffen bewundern und sich überzeugen sollten, daß es mit dem Kaiser noch gar nicht übel stünde. Ich fühlte mich so unglücklich, einer höhrenden Menge zum Schauspiel dienen zu müssen, daß ich beschloß, diesem zu trotzen. Zu dem Zweck blieb ich zurück, marschirte an der rechten äußern Seite der Gefangenen, saßte Tritt und schritt, meine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife im Mund, mit stolzer Verachtung auf die Gaffer blickend die Straße hinab. Da kam ein Bürger ganz dicht heran, fixirte mich und sagte: „Ce coquin marche si fier comme un roi.“ — „Coquin vous-même!“ rief ich aus, gab ihm eine kräftige Ohrfeige, daß er taumelte, und sprang mitten in die Colonne, weil ich da nicht so leicht gefunden werden konnte. Hier hörte ich, wie andere auf der Straße stehende Einwohner in die Hände klatschten, indem sie sagten: „Das ist ein tapferer Mensch! Recht so, warum sich über diese Unglücklichen

lustig machen“. Alles war in einem Augenblick geschehen, raschen Schritts marschirten wir weiter, und es erfolgte gar nichts darauf. Wir Offiziere wurden in einem Gasthose niedern Ranges untergebracht, wo man für Geld etwas zu essen bekommen konnte, ich hatte keins, konnte mich aber nicht entschließen, von der gratis zu habenden Roggenmehlsuppe mit Leinöl zu essen, weil sie gar zu gräulich aussah und überdies abscheulich roch; sie war aber das Einzige, was unser Rechnungsführer, der Freiwillige D g bezahlen konnte. Da mit einem Male erschien mein junger französischer Offizier und forderte mich auf, mit ihm zu meinen frühern Wirthsleuten zu gehen, da er es mir versprochen habe und gern die schöne Tochter kennen lernen wolle. Als wir ins Zimmer traten, erkannte mich meine gute Wirthin Madame Angenoux sogleich, fiel mir weinend um den Hals, beklagte mit vielen Ausrufungen mein trauriges Geschick und bat den Offizier, mich bei ihr im Hause zu lassen. Derselbe bedauerte, daß er ihren Wunsch nicht erfüllen könne, und lenkte dann rasch das Gespräch auf ihre Tochter. „D,“ sagte sie, „die ist nach Paris geschickt; es war hier in der Unruhe kein Bleiben für sie.“ Sie erkundigte sich nun, wo wir untergebracht wären, und ich sagte ihr aufrichtig, wie schlecht es uns ginge und daß ich mich nicht habe entschließen können, die Mehlsuppe zu essen. „Wie viel Kameraden haben Sie?“ Ich erwiderte, wir wären unserer vier Freunde, die alles mit einander theilten, und sie versprach uns und meinen beiden Leuten, die mit den andern Gefangenen im Hofe der Mairie eingesperrt waren, ein Mittagessen zu schicken. Und die gute alte Dame hielt Wort. Kaum war ich zu meinen Kameraden zurückgekehrt und hatte ihnen verkündigt, daß nun unsere Noth ein Ende habe, so erschien auch schon ein Dienstmädchen mit einem großen Korbe sehr schmackhaften Essens und zwei Flaschen Wein, woran wir alle genug hatten.

Wir blieben hier drei Tage liegen, wahrscheinlich weil der Transport unserer Armee wegen schwer durchzubringen war, und jeden Mittag erhielten wir von Madame Angenoux ein gutes Diner. Als wir den Ort endlich verließen, führte man uns durch die Straße, in welcher meine freundlichen Wirthsleute wohnten; sie standen beide vor ihrem Hause, und mein Wirth kam auf mich zu, um Abschied zu nehmen. Dabei reichte er mir die Hand und gab mir zwei Laubthaler, indem er bemerkte: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber Sie werden dies nöthig haben; Sie können mir es später wieder geben.“

Zuerst marschirten wir nun nach und durch Troyes. Hinter der Stadt auf einem freien Plage wurde Halt gemacht und uns einige Stunden Ruhe gegönnt, aber von Verpflegung war nicht die Rede. Ich wußte mir jedoch zu helfen, indem ich mich des Mädchens, das ich vor einiger Zeit hier vor Ungebührlichkeiten beschützt, erinnerte, mir aus den Gamins, die uns hier umschwärmten, einen ziemlich anständig gekleideten herausuchte und ihn fragte,

ob er mir wohl die Gefälligkeit erzeigen wolle, einen offenen Zettel nach der Stadt zu tragen. Er zeigte sich bereit, ich schrieb mit Bleistift auf ein Stückchen Papier: „Der Offizier, der vor etwa vierzehn Tagen das Glück gehabt, Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen, als er bei Ihrem Vater einquartirt war, ist abermals gefangen und liegt hier vor der Stadt ermüdet und hungrig, wollen Sie sich meiner erinnern?“ — Den Jungen beschwor ich, nicht schlecht zu sein und sein Versprechen ja zu erfüllen. Er versicherte es auf sein Ehrenwort, was wollte man mehr? — Den Namen des Wirths hatte ich vergessen, aber die Firma behalten. Mein Junge trollte ab; als er nach einer Stunde nicht zurückkehrte, gab ich schon alle Hoffnung auf, da kam er voller Freude an und mit ihm das junge Mädchen selbst, die uns ein reichliches Mittagessen mit allem Zubehör brachte, wovon wir alle vier satt wurden. Ihr glückliches Gesicht, auf dem die Freude, dankbar sein zu können, sich so recht abspiegelte, war ein Desert, wie es selten geboten wird.

Kurz nachdem wir gespeist, mußten wir Offiziere antreten. Man theilte uns zu Dreien und ließ uns bei einem großen aufgeschlagenen Fasse mit Rothwein vorbeimarschiren, wo jeder von einem Sergeanten ein halbes Brod, etwa ein Pfund schwer, und ein Glas Wein, das aus der Tonne geschöpft wurde, erhielt. Das Brod nahm ich, ven Wein aber trank ich nicht, weil er garstig roch und diese Art der Abfütterung gar zu gemein war. Hauptgrund war aber wohl, weil ich gesättigt war und soeben bessern Wein aus der Hand meiner hübschen Wirthstochter getrunken hatte.

Wir marschirten nun noch einige Lieues, dann wurden wir auf einem Dorfe einquartirt, die Offiziere in einem Bauernhause, die Gemeinen in der Kirche. Ich war durstig geworden und bat unsern Wirth um ein wenig Wasser. „Auf dem Hof ist ein Brunnen,“ erwiderte er mürrisch; ich solle nur hinausgehen und mir schöpfen, er sei viel zu gut, um einen verfluchten Rosaken zu bedienen.

Mit Tagesanbruch gings weiter. Von der Bedeckung hatte ich in Erfahrung gebracht, daß wir nach Paris transportirt werden sollten, um dort bei einem Triumphzug der französischen Waffen zu paradiren, und da Napoleon nach der verlorenen Schlacht bei Laon sich beeilte, Blücher, der sich durch keine Diverston hatte irre machen lassen, zuvorzukommen, so mußten wir einige Tage mit dem Armeecorps der Garde, bei dem Napoleon selbst war, die forcirten Märsche mitmachen, so daß wir oft neben ihnen marschirten. In einem Dorfe, dessen Namen ich vergessen, waren wir in einem Bauerhause einquartirt und hatten Ruhetag; es war im Hauptquartier des französischen Kaisers, dessen Wohnung der unsern gerade gegenüber lag. Ich hätte ihn gern gesehen, den Mann, welcher so viel Unglück über mein Vaterland gebracht hatte und jetzt schuld an unsern Leiden war; den ganzen Tag habe ich am Fenster ge-

standen und aufgepaßt, aber es ist mir nicht gelungen, ihn zu erblicken. Mit Mühe und Noth hatten wir für Geld etwas Fleisch und Graupen bekommen, aber es fehlte an Geschirr, es zu kochen; da kam einer auf den Gedanken, den Deckel des eisernen Ofens in der Stube, der ziemlich groß war, umzukehren und als Kessel zu benutzen. Er wurde abgenommen, aber wie sah er aus! — der Kohlenruß von Jahren saß fingerdick darin. Wir kratzten ihn mit Messern los, kamen nach einer Weile auf den Grund, aufs Eisen, kochten ihn aus und scheuerten ihn zuletzt noch tüchtig mit Sand, und war die dann darin zubereitete Suppe auch immer noch sehr schwarz, so war sie doch genießbar, und so kamen wir denn im kaiserlichen Hauptquartier zu einem ganz leidlichen Diner.

So ging es denn Tag für Tag weiter und unter immer größeren Leiden und Entbehrungen. Wir mußten bis in die Nacht marschiren, wurden Abends in Kirchen eingesperrt, und selten erlaubte man uns während des Marsches zu trinken, wo dann die Flasche mit Wasser, die ich bei mir trug, unbezahlbar war. Endlich gelangten wir nach Sens en Bourgogne. Hier wurden wir Offiziere auf der Mairie in einen großen Saal einquartiert, der erwärmt und in welchem für jeden eine Matrage ausgebreitet war, ja wir sollten sogar des Mittags warmes Essen bekommen. Dies war am 28. oder 29. März; am 10. oder 11. waren wir gefangen genommen worden, also sechzehn oder siebzehn Tage hatte die Qual schon gedauert. Ich lag an diesem Rubetage mit einem meiner Kameraden, der ein leidenschaftlicher Spieler war, auf der Matrage, als mir dieser vorschlug, mit Würfeln zu spielen. Ich ging zum Zeitvertreibe darauf ein, und da er nicht um nichts spielen wollte, so spielten wir um unser versprochenes Mittagessen. Indem ich zwischen Furcht und Hoffnung, dieses zu verlieren, schwebte, kam aus dem Nebenzimmer ein Kamerad von der badenschen Garde und sah unserm Spiele zu. Er bemerkte, daß ich einen sehr schönen Pasch elfenbeinerner Würfel hatte, und bat mich, ihm dieselben zu verkaufen. Ich lehnte dies erst ab, da ich den Zeitvertreib in unserm Unglück nicht entbehren wollte, als er mir jedoch für meine Würfel sechs Franken und einen weniger guten Pasch bot, war ich es zufrieden, der Handel wurde geschlossen, und indem ich mich mit dem Gelde reich wie ein Krösus fühlte, gab ich gleich unserm Schatzmeister drei Franken in die Menagekasse, und mit den andern dreien versuchte ich mein Glück im Nebenzimmer, wo um Geld gespielt wurde. Es war mir günstig, und nach einer kleinen halben Stunde hatte ich sechzig Franken gewonnen. Ich gab sofort weitere zwanzig Franken in die Menagekasse, damit wir alle in den nächsten Tagen wenigstens vor großer Noth gesichert wären. „und nun,“ sagte ich, „wollen wir uns einen guten Tag machen und ein paar ordentliche Flaschen Wein zu unserm Mittagessen trinken.“ Erwähnen muß ich hier, daß mein Siegelring und meine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife schon lange verkauft waren.

Ich begab mich hinunter zur Schildwache und fragte: ob sie mich nicht zu einem nahen Weinhändler begleiten wolle. Der Mann erwiderte, das könne er nicht, der Sergeant sei nicht da, und er dürfe seinen Posten nicht verlassen. Da erbot sich einer der Straßensungen, die nie fehlten, wo es etwas zu sehen gab, mir Wein zu holen, er kenne einen sehr guten Laden. „Ich werde mich hüten,“ erwiderte ich, „nicht wahr, ich gebe Dir das Geld, Du läufst fort, und ich bin geprellt.“ Entrüstet entgegnete der Gamin: „Ma parole d'honneur, je ne vous tromperai pas, je ne serai pas si lâche.“ Das amüßte mich, und ich sagte, ich wolle auf sein Ehrentwort vertrauen, aber er müsse guten Wein bringen, was wohl die Flasche koste? Er meinte, unter zwei Franken die Flasche bekäme man keinen guten. Ich gab ihm zehn Franken und versprach ihm ein Trinkgeld. Und siehe da, er kam richtig wieder mit vier Flaschen und brachte mir zwei Franken zurück, die ich ihn für seine Ehrlichkeit behalten ließ. Unser Mittagessen kam jetzt auch, und wir tranken unsre vier Bouteillen in großer Heiterkeit, die dadurch noch mehr angeregt worden, daß einige von den Gardeoffizieren, welche bei unserm Transportcommandanten zum Essen gebeten gewesen waren, von da zurückkehrten und uns erzählten, daß sehr wichtige und zwar für uns günstige Nachrichten eingegangen seien, denn die Franzosen steckten die Köpfe zusammen. „So viel wir haben erlauschen können,“ setzten die Herrn hinzu, „schlägt man sich heute bei Paris. Aus unserm Transport dorthin wird wohl nichts werden.“ Der Wein hatte uns geschmeckt, es war der schönste Burgunder, den ich jemals getrunken.

Gegen Abend ging der Marsch weiter und nun erst fingen wir an den Wein zu fühlen. Zuerst machte sich ganz leidlich mit dem Gehen, aber nachdem wir einige Lieues marschirt waren, überfiel mich eine so grenzenlose Müdigkeit, daß ich alle meine Kräfte aufbieten mußte, um nicht niederzusenken, bevor wir ins Quartier kamen. Andern Tages bei guter Zeit brachen wir wieder auf, und es wurde eine andere Direction eingeschlagen und zwar nach Orleans. Ich erfuhr jetzt, daß wir nun nach Tours transportirt werden sollten, um dort bis zur Auswechslung zu sitzen. Wir marschirten durch Orleans durch und hielten, nachdem wir eine schöne Brücke über die Loire passirt, dicht an derselben in einer Vorstadt an, wo ein Artilleriepark von einer Menge Kanonen aufgefahen war. Wir waren von dem Marsche sehr erschöpft und bemerkten hier, daß wir einige große zweirädrige Karren bei uns hatten, die hinter uns herfuhren, um Kranke und ganz Marode aufzunehmen. Auf diesen Karren war kaum etwas Stroh, man packte die armen Kranken rücksichtslos neben- und aufeinander, und ich sah sofort, daß auf ihnen zu fahren keine Erleichterung, sondern eine schlimmere Marter war, als wir Fußgänger sie erdulden mußten. Wie recht ich damit hatte, wurde ich sehr bald inne. Ein bayerischer Offizier, ein großer starker Mann, den man als Halbreconvalescenten in einem

Lazareth aufgegriffen und als Gefangenen mitgeschleppt hatte, war, durch den Marsch erschöpft liegen geblieben und dann auf einen solchen Karren geworfen worden, und hier, wo gehalten wurde, entdeckte man, daß er gestorben. Man nahm ihn herunter, und legte ihn auf die Straße, wo er später durch die Ortsbehörde abgeholt wurde, um begraben zu werden.

Einige von unsern ermüdeten Soldaten hatten sich den Häusern genähert, um bei den vor der Thür Stehenden, größtentheils Weibern, um einen Trunk Wasser zu bitten. Diese Megären aber verweigerten dies nicht nur, sondern jagten die Unglücklichen keifend zurück. „Nichts mit Wasser!“ schrienen sie. „Die Fremden hätten zu Hause bleiben und sie nicht in ihrem schönen Frankreich belästigen sollen.“ Empört über ihr Betragen und noch aufgeregter durch den elenden Tod des bayerischen Offiziers, trat ich auf sie zu und sagte ihnen, was mir der Zorn eingab. Schämen sollten sie sich, ihr Benehmen sei niederträchtig, sie, die von der großen Nation sein wollten, hätten so wenig Herz, unglücklichen erschöpften Gefangenen einen Trunk Wasser zu versagen — sie, Weiber, die doch sonst nicht so abscheulich handelten, deren schönster Schmuck Milde und Mitleid seien, u. s. w. Da riefen sie einen von unsern Wächtern von der Escorte und verlangten Schutz vor meinen Beleidigungen, und sofort kam auch ein Kerl gelaufen und legte das Gewehr auf mich an. Ich sprang in die Colonne und rief: „Steht auf, man will uns erschießen!“ Alles fuhr auf, was in der Nähe war, und nun rief ich dem Kerl zu, er solle es wagen, zu schießen, es kostete mir nur ein paar Worte und die paar Mann Escorte wären ecrasirt. Die Drohung war gar nicht lächerlich; denn die Zahl der Gefangenen war auf 300 Offiziere und 5000 Unteroffiziere und Gemeine angewachsen, und neben uns stand ein Park von neunzig Kanonen. Durch den Lärm, den ich gemacht, wurde der Oberst von den Gensdarmen herbeigeführt, er erkundigte sich, was es gäbe, worauf ihm der Franzose, der sich nicht heranzuwagte, erzählte, daß ich auf die französische Nation geschimpft habe. Der Oberst rief mir zu, zu ihm zu kommen, ich aber erwiderte, ich würde mich hüten; hier sei ich sicher, aber nicht mehr, wenn ich in seiner Gewalt wäre. Darauf sagte er: „Kommen Sie immer her, junger Mann; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es geschieht Ihnen nichts!“ — „Auf Ihr Ehrenwort vertraue ich“ entgegnete ich und trat an ihn heran. Er fragte mich, was mich veranlaßt habe, solche unvorsichtige Aeußerungen zu thun? Ich antwortete, daß ich empört sei, wie man uns behandle, daß infolge dieser Behandlung ein Offizier wie ein Hund habe sterben müssen, daß ich über die Gartherzigkeit der Weiber, die den vor Erschöpfung umsinkenden armen Gefangenen einen Trunk Wasser versagten, außer mir gerathen sei, daß ich nicht mehr gewußt, was und wie ich es gesagt habe. Er entschuldigte unsre Behandlung mit den Verhältnissen, versprach, daß es von jetzt an besser werden solle, forderte mich, indem

er mir die Hand reichte auf, künftig ruhiger und artiger zu sein, und ritt dann fort. Meine Kameraden kamen an mich heran, fragten, ob ich toll geworden sei, und suchten mich zu beruhigen, indem sie sehr richtig anführten, daß mein Wüthen nichts nütze und es von mir eine Thorheit sei, mich so auszusetzen. „Ihr habt Recht,“ erwiderte ich, „aber ich bin auch wie toll, mein Leben gilt mir nichts, diese Nichtswürdigkeit der Weiber hat mich zu sehr empört.“ Wir marschirten dann weiter und wurden diese Nacht wieder in eine Kirche eingesperrt, bei welcher Gelegenheit ich bemerke, daß jedesmal, wenn man uns sagte, daß wir in einer Kirche einquartiert werden sollten, jeder von uns in dem betreffenden Dorfe trocknes Stroh und noch häufiger Mist, wie er auf den Straßen lag, aufstraffe, um es in der Kirche beim Niederlegen unter den Kopf zu nehmen. Ich konnte mich nie dazu entschließen, sondern suchte immer nach vorn an die Spitze zu dringen, um einer der ersten in der Kirche zu sein, wo ich dann rasch zum Altar ging und mich so auf die Stufen hinlegte, daß ich den Kopf erhöht hatte.

Den folgenden Tag kamen wir nach Blois, wo wir Offiziere im Hotel de Dieu einquartiert wurden und gutes Essen sowie Matrasen zur Lagerstätte erhielten. Als wir am andern Morgen weiter marschirten, waren wir Offiziere allein, die Gemeinen hatten einen andern Weg eingeschlagen; Nationalgarden, ein Offizier mit dreißig Mann waren unsere Eskorte. Wir mochten etwa eine Meile zurückgelegt haben, als wir Platz machen mußten für eine große schöne Equipage, worin ein Minister saß, der uns verkündigte: daß es Friede sei. Er hielt an und sagte, unsre Leiden hätten nun ein Ende. Er war zur Kaiserin geschickt worden, um ihr die Friedensnachricht zu bringen. Unfern Jubel vermag keine Feder zu schildern; dennoch wurde er noch erhöht, als wir nach Amboise, unsern heutigen Bestimmungsort gelangten, und der Maire uns freundlich mit den Worten empfing: „Meine Herrn, es giebt keine Gefangenen der Allirten mehr. Sie sind frei, morgen werde ich Ihnen Pässe nach Paris geben.“

Eine Sitzung der württembergischen Abgeordneten-kammer.

„Haben Sie Lust, diesen Abend unsre politischen Notabilitäten kennen zu lernen?“

„Warum nicht? Sie wollen mich in eine Clubversammlung führen?“

„Nein, Sie sollen sie mitten in der Arbeit finden und einer Debatte beiwohnen. Es ist eine Abendsitzung in Sachen Schleswig-Holsteins angezettelt. Kommen Sie, es schlägt eben vier.“

„Desto besser. Nichts erwünschter, als im gegenwärtigen Augenblick eine